Die "Gartenstadt" : ein Programm für die Provinz?

Autor(en): **Rainer, Roland / Reith, Wolf Juergen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **70 (1983)**

Heft 9: **Lyon**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-53511

Nutzungsbedingungen

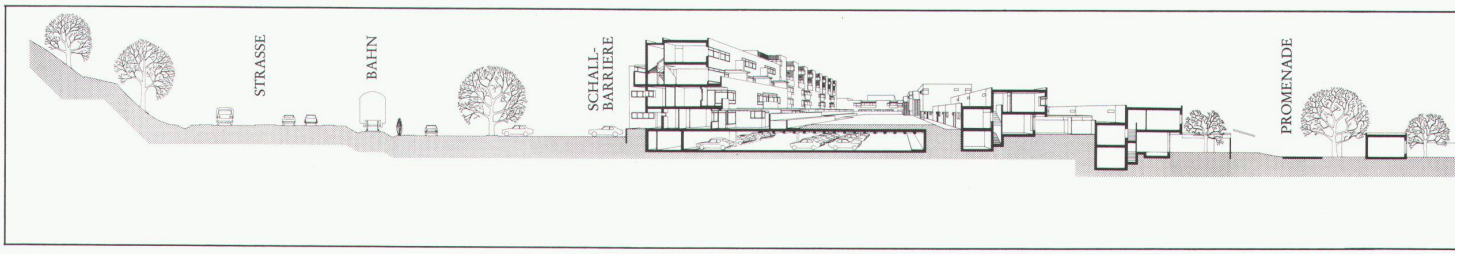
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Die «Gartenstadt» – ein Programm für die Provinz?

Auszüge aus einem Gespräch mit Roland Rainer

Die architektonischen und städtebaulichen Leitgedanken von Roland Rainer sind neben seiner Arbeit als Architekt durch seine Lehrtätigkeit an der Akademie der bildenden Künste in Wien, besonders auch durch seine publizistische Arbeit präsent. In der Siedlung Puchenau bei Linz erhielt er Gelegenheit zu einer programmatischen Realisierung der «Gartenstadt».
Puchenau II – die weit grössere 2. Etappe, als Demonstrativbauvorhaben des Bundesministeriums für Bauten und Technik gefördert – hat auf die Erfahrungen von Puchenau I reagiert. Das Gespräch, das Wolf Juergen Reith mit Roland Rainer geführt hat, kreist um diese Erfahrungen, insbesondere bezüglich der Gestaltung und Gliederung von Aussenräumen.

Herr Rainer, ich möchte mit Ihnen über Aussenräume in der Stadt sprechen. Sie haben Bücher geschrieben über lebensgerechte Aussenräume, über Gärten in der Stadt, über Kriterien für eine wohnliche Stadt. Ihre Vorbilder haben Sie oft aus der Vergangenheit bezogen. Manche haben Ihnen vorgeworfen, dass Sie längst vergangenen Idealen nachtrauern.

Rainer: Ich glaube, dass diese Unwirtlichkeit der modernen Stadt, die ja schon in den Wochenendfluchten zum Ausdruck kommt, beweist, dass irgend etwas nicht stimmt. Diese Flucht aus der Stadt ist der beste Hinweis auf die Mangelhaftigkeit der Stadt. Sie beruht ja nicht nur auf den bekannten Unannehmlichkeiten wie Lärm, Gestank, zu grosse Dichte, sondern in erster Linie auf der Unräumlichkeit. Mitscherlich hat gesagt: Trotzdem kann nirgendwo sonst eine Hilfe gegen die wachsende Unwirtlichkeit unserer Städte gesucht werden als darin, dass Architekten, die Städtebau treiben, sich mit Raum auseinandersetzen und mit anderen wissenschaftlichen Menschen gemeinsam den Gegenstand, den sie zu planen gedenken, nämlich den Stadtraum, mit den Bedürfnissen dessen, für den sie planen, nämlich des Menschen, enger verknüpfen. Das scheint mir bestätigt zu werden durch die Tatsache, dass die Städter auf der Flucht aus ihrer unwirtlichen Welt immer wieder jene alten Städte aufsuchen, in denen ein ganz anderes Mass herrscht. Sie sagen: Ich suche vergangene Kulturen auf – ich finde, dass die Städter, wenn sie aus der Stadt flüchten, diese anderen Kulturen aufsuchen. Was den alten Siedlungen in allen Kulturen gemein ist, ist eine starke Räumlichkeit und eine räumliche Differenzierung, die neben grossen Plätzen ein kleinräumliches System von Höfen und Wohngassen als Grundlage hat.

Als Verfechter der Gartenstadt, der gegliederten und differenzierten Stadt, ich denke an Ihre konzeptionellen Vorschläge zur Wiener Stadtplanung Anfang der 60er Jahre, wurden Sie wenig gehört.

Rainer: Überhaupt nicht. Mit Ende des vorigen Jahrhunderts haben die Tiefbauer und die Geometer begonnen, Städtebau zu treiben, sie haben überhaupt nicht räumlich gedacht, sondern eben am Lineal ihre Fluchtlinien gezogen. Anhand der Fluchtlinie haben sie dann zweierlei Bebauung aufmarschieren lassen, in den inneren Stadtteilen die vielgeschossigen Zinshäuser ohne Vorgarten, in den äusseren Stadtteilen die frei in einer grossen Parzelle stehenden Villen, beides Haustypen, die es bis anhin nie gegeben hat. Diese beiden Dinge sind Kontraste, die sehr übel sind, weil auf der einen Seite zu hohe, auf der anderen Seite zu geringe Dichte entsteht. Was ich überwinden will, ist diese damals entstandene Bebauung, die mit der Tradition des Städtebaus nichts zu tun hat.

Sie hatten bei Linz Gelegenheit, Ihre Überzeugungen in der «Gartenstadt Puchenau» zu verwirklichen. Die zweite, grössere Etappe ist noch im Bau. Wurden Sie beim Entwurf der zweiten Etappe von den Erfahrungen mit der «Gartenstadt Puchenau I» bestätigt?

Rainer: Die erste Etappe war ein sehr klares, vielleicht zu sparsames und rationelles System. Wir mussten damals grossen Befürchtungen bezüglich Unwirtschaftlichkeit begegnen. Wir haben eine ausserordentlich sparsame Lösung gefunden, die aber die Grundgedanken enthalten hat. Wir waren damals sehr radikal. Wir entwickelten alle Häuser an schmalen Fusswegen von eineinhalb bis drei Metern, die Autos wurden auf Abstellplätze verbannt, wir gaben den Leuten in kleinen Höfen und Gärten ihren privaten Freiraum, der möglichst streng vom öffentlichen Raum abgeschlossen ist. Wir haben nur in seltenen Fällen Fenster zu den Wohnstrassen gemacht. Ein Teil der Wege ist überdeckt. Die Leute sind sehr gerne dort. In einer unabhängigen Untersuchung wurde nachgewiesen, dass die Häuser nicht teurer waren als gleich grosse Wohnungen in einem mehrgeschossigen Haus, dass die Erschliessung verhältnismässig sparsam war, keinerlei Luxus. Es war sehr interessant, dass die soziale Zusammensetzung ganz gemischt war. Bei der Befragung hat es sich gezeigt, dass die Nachbarschaftsverhältnisse sehr positiv gewesen sind, die befürchtete Isolierung durch die Mauern ist nicht eingetreten. Die Bewohner haben, und das ist mir das allerwichtigste, bestätigt, dass sie drei Viertel ihrer Wochenenden zu Hause verbringen, während in einer in der Nähe liegenden vergleichbaren Hochhausbebauung die Bewohner umgekehrt drei Viertel ihrer Wochenenden ausserhalb verbringen. Hier ist es geglückt, einen Stadtteil zu bauen, der nicht in die Flucht treibt.

Konnten Sie neben diesen grundsätzlich positiven Aussagen zum Wohnverhalten auch Hinweise zur siedlungsplanerischen Gestaltung im Detail gewinnen?

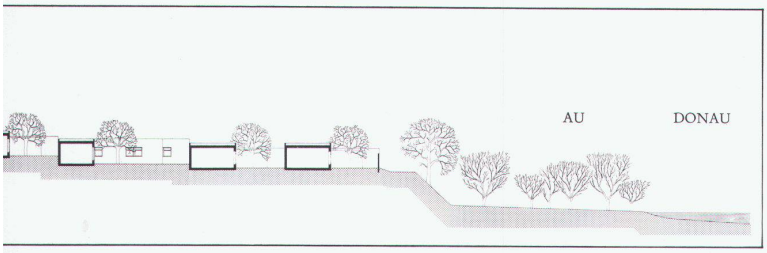
Rainer: Darüber hinaus haben wir natürlich mit den Leuten gesprochen. Da hat sich folgendes gezeigt: Die Mauern, mit denen wir die Gärten und Höfe begrenzt haben, sind von den Aussenstehenden, den Vorübergehenden abgelehnt worden. Die Siedlung ist damals als KZ bezeichnet worden. Die drinnen Wohnenden haben aber versucht, die 1,80 Meter hohen Mauern durch Tröge noch zu erhöhen. Die Leute waren mit der Siedlung zufrieden, aber sie hatten einige kleine Wünsche. Die Frauen haben gesagt, es sei ihnen doch nicht angenehm, dass sie fast gar nicht auf die Strasse sähen. Sie haben sich einen geschützten Platz vor der Haustüre gewünscht, auch einen gedeckten Sitzplatz im Garten.

Welche Schlüsse haben Sie daraus gezogen?

Rainer: Wir haben für die zweite Etappe folgende Vereinbarungen getroffen: Jede Küche hat ein Fenster nach aussen, und dieses liegt in einer Nische, in der sich der Eingang befindet. Es gibt auch hier und da ein kleines Fenster von einem Wohnzimmer. Wir haben den Kontakt verbessert, wir haben nicht mehr so radikal abgeschlossen. Es hat sich gezeigt, dass das gut gewesen ist. Vor diesen Eingängen haben die Leute Blumengefässe aufgestellt, man sieht sie oft dort sitzen. Es bildet sich so eine Zwischenzone zwischen Haus und Gasse – ich sage absichtlich Gasse und nicht Strasse –, diese Zwischenzone wird sehr gut angenommen. In allen Häusern haben wir Flugdächer im Garten. Wir haben auch einen grossen Teil der Garagen unterirdisch legen können. Dadurch haben wir Raum gewonnen und daher die einzelnen Wege abwechslungsreicher gestalten können. Sie weiten sich aus, haben kleine Treppen und Rampen. Für den zweiten Teil – immerhin 750 Wohnungen – war das wichtigste: Wie unterscheiden sich diese Gassen voneinander? Man soll sich orientieren können, ohne eine Hausnummer oder eine Tafel zu haben, die Häuser müssen so gruppiert sein, dass jedes seinen unverwechselbaren Platz hat.

«Puchenau I» vermittelt im Grundriss noch den Eindruck einer Reissbrettstadt, «Puchenau II» ist stärker differenziert. Wollten Sie eine zu starke Ähnlichkeit der Hausgruppen vermeiden?

Rainer: Die verhältnismässig geringere Differenzierung der ersten Etappe hat sehr auf wirtschaftlichen Überlegungen beruht, sie ist aber auch ein Programm gewesen. Die erste Siedlung hat etwas Programmatisches, sie hat einige wenige Grundgedanken: die hohen Häuser zur Strasse, die zweigeschossigen dahinter, die ebenerdigen zur Donau, sie hat ein System von Wegen. Die zweite Etappe hat uns aus den erwähnten Gründen, auch wegen besserer wirtschaftlicher Möglichkeiten, mehr Spielraum für räumliche Differenzierung gegeben. Was heute steht, halte ich insofern für befriedigend, als man keine Gasse mit einer anderen verwechseln kann. Wir haben mehr verschiedene Typen, die Prototypen haben wir in einer Zwischenetappe erproben können. Wir haben immer so



gruppiert, dass ein Haus dem anderen nicht Sonne und Licht wegnimmt. Es gibt ein altes türkisches Städtebaugesetz, das heisst: Du sollst dein Haus so bauen, dass du Sonne und Aussicht hast; du darfst aber Sonne und Aussicht nicht deinem Nachbarn wegnehmen. Bei einer so lang ausgedehnten Siedlung ist es natürlich wichtig, dass man sich orientieren kann. Da gibt es ausser der Höhenstaffelung von Nord nach Süd noch eine grosse Längsrippe, eine Spielstrasse, die auch für Einsatzfahrzeuge und Notfälle ist, und diese Spielstrasse ist weiträumiger, sehr abwechslungsreich mit Schwingungen und Krümmungen, davon zweigen kleine Seitengassen ab. Zusätzlich habe ich versucht, durch Bepflanzung zu differenzieren.

Ich darf etwas überspitzt sagen: Sie haben weniger Angst vor der Interpretation der Gleichartigkeit, mehr Angst vor dem Chaos.

Rainer: Genau. Es muss eine grossräumige Ordnung da sein, ablesbar und erkennbar, und dann kann man differenzieren. Das war in den alten Städten auch so: einige Hauptstrassen, Plätze und dazwischen die Wohngassen. Innerhalb der Wohngassen gab es die Differenzierung des Handwerklichen. Die haben wir nicht. Diese Differenzierung können wir zum Teil vielleicht durch Bepflanzung und Farbigkeit der charakteristischen Elemente am Haus gewinnen. Aber da haben die Leute bezeichnenderweise gar nicht sehr mitgespielt. Es ist möglich, dass wir im weiteren Verlauf von der Farbigkeit mehr Gebrauch machen werden. Es sollte aber kein Farbenkasten entstehen.

Sie mussten sich bei der Gestaltung der Gassen und Plätze auf einige wenige Elemente beschränken.

Rainer: Der Boden der Gasse ist ein Waschbetonpflaster, in Sand verlegt, ohne jede Kanalisation, mit seitlichen Schotterstreifen, aus denen die Bepflanzung herauskommen kann. Infolge der natürlichen Bewässerung und Entwässerung ist die Erschliessung billig, und die Bepflanzung gedeiht. Die Hauswände sind durchwegs weiss, die Häuser sind einfach, das Haus hat eine tief eingeschnittene Nische für den Eingang, es gibt eine Differenzierung der Höhen, wir haben das geringe Gefälle zu steigern versucht. Es gibt die Bepflanzung, in jeder Gasse eine andere Gattung. Wir haben eine stark wechselnde Breite, überdeckte Gassen, ein System gedeckter Wege. Ich sehe gar nicht ein, wieso man heute die einfache Bequemlichkeit vergessen hat, dass der Städter ein bequemes und geschütztes Verkehrsnetz hat. Wenn sich die Kinder mitten auf der Gasse niedersetzen und mit den Puppen spielen, ist das ein sehr gutes Zeichen für die Wohnlichkeit. Mir kommt es sehr darauf an, dass ein Wohnweg wirklich nicht viel grösser ist als ein Wohnraum.

Wenn «Puchenau II» fertiggestellt sein wird, werden dort etwa 3000 Einwohner leben. Sie haben diesen Stadtteil mit starker Hand durchgestaltet. Man könnte auch die Auffassung vertreten, dass solche Grossvorhaben bei einer Gestaltung durch mehrere Architekten an Differenziertheit gewinnen würden.

Rainer: Ich finde es auch richtig, dass man möglichst vielen Architekten Gelegenheit gibt zu arbeiten. Persönlich muss ich sagen, dass ich sehr dankbar bin, hier einige Gedanken durchsetzen zu können, die ich etwa seit 1940 in vielen Arbeiten verfolgt habe. In dem Moment, wo man mir vorhalten könnte, dass hier nichts mehr Neues entsteht oder dass es eine langweilige und gleichförmige Sache wird, bin ich sofort bereit, zu sagen, man möge anderen Kollegen Gelegenheit geben. Aber angesichts der Tatsache, dass man zum Beispiel in Wien noch grosse Zusammenballungen von ganz gleichartigen Wohnungen praktiziert, ist das, was ich hier draussen als Experiment mache, noch sehr bescheiden.

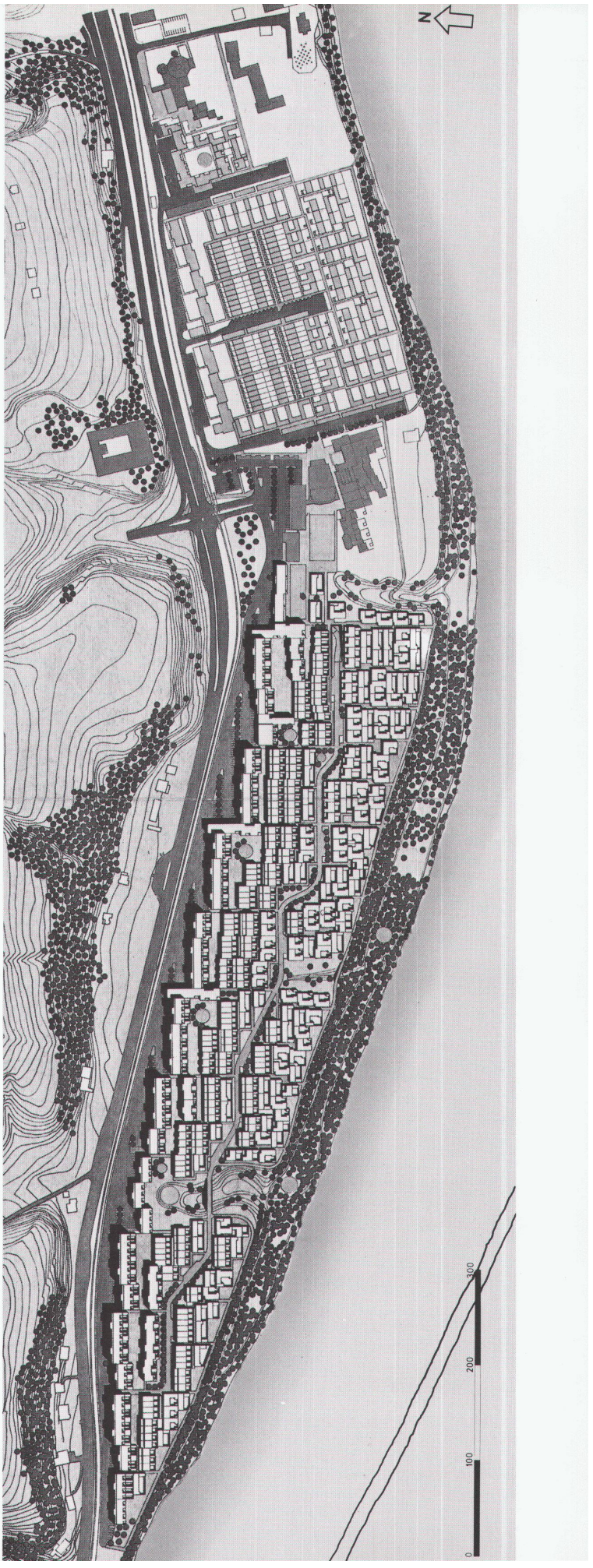
Ist Puchenau damit ein Fingerzeig eines Überzeugten aus der Provinz in Richtung Wien?

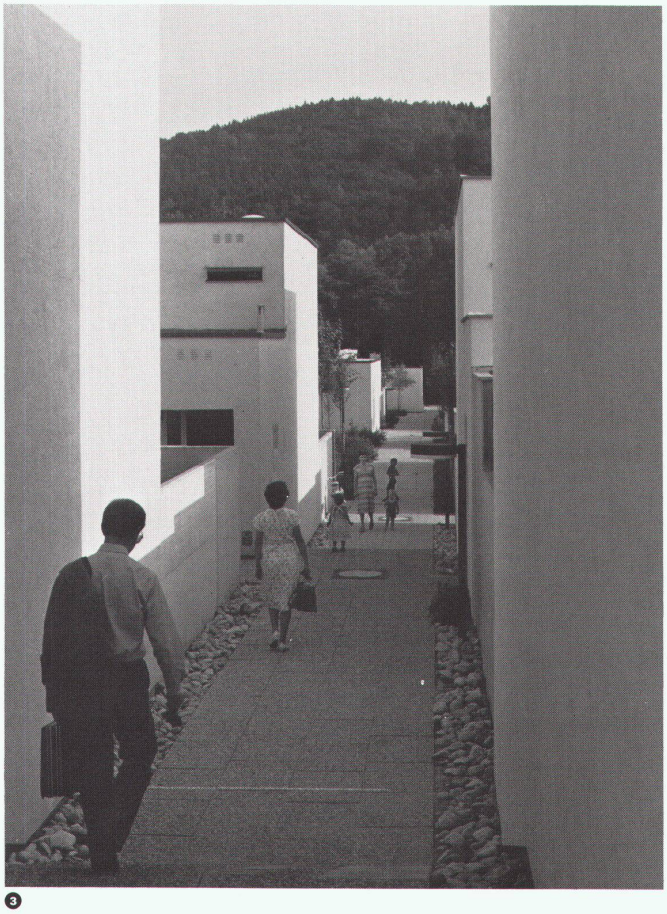
Rainer: Ich hoffe, ja.

* Wohnerfahrung und Wirtschaftlichkeit einer fussläufigen Gartenstadt. Eine Studie der Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, Mitarbeiter: Univ.-Prof. Dr. G. Guttmann, Dkfm. Dr. F. Kühberger, Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung, Wien 1974

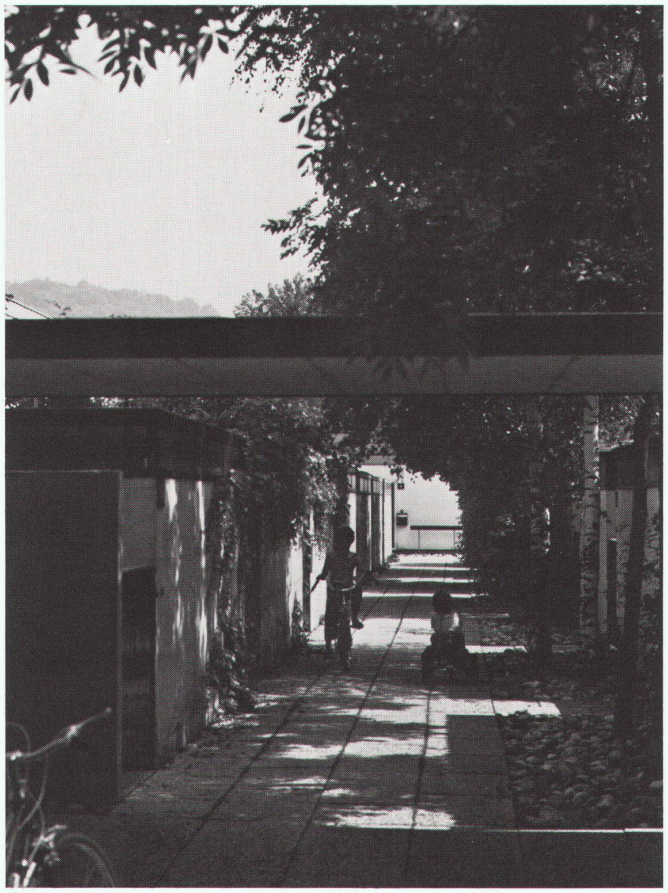
❶ Schnitt Puchenau

❷ Gesamtsituation Puchenau I (im Osten), Puchenau II (im Westen)

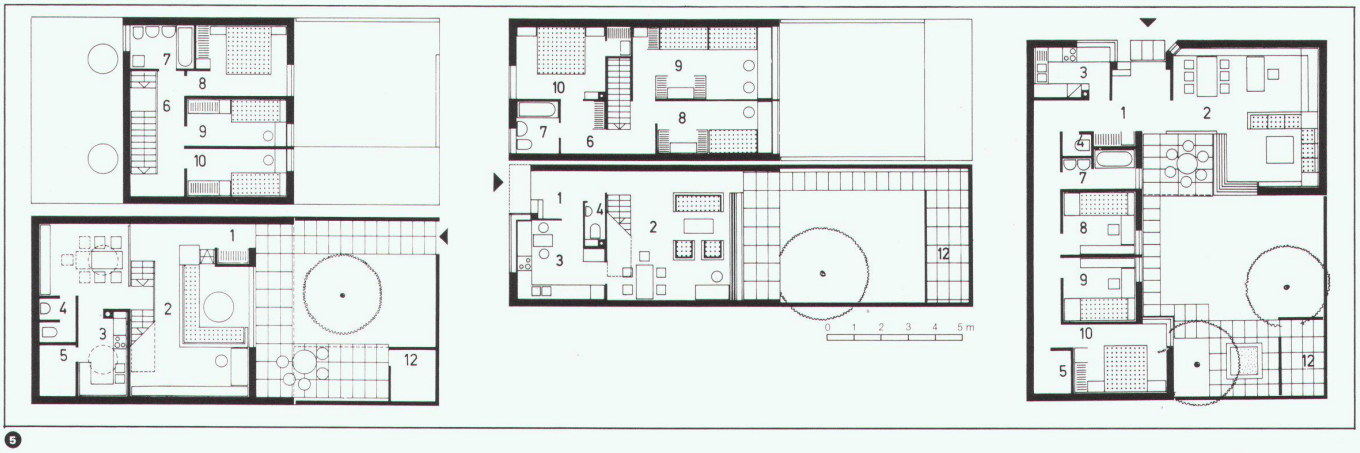




❸



❹



❺

❸❹❻❽
Fusswege, Spielräume, Gassen in Puchenau II

❺
Haustypen von Puchenau II, Beispiele

1 Eingang
2 Wohnzimmer
3 Küche
4 WC
5 Schrankraum
6 Flur
7 Bad
8,9,10 Schlafzimmer
12 Sitzplatz



6



7



8

7
Schema «aneinandergebauter Hofhäuser» (Ausschnitt aus dem Bebauungsplan von Puchenau II)

Fotos: Roland Rainer